

Briefe vom Faxenmacher

Wer einen gültigen Mozart-Fahrschein besitzt, kommt überall hin: Salzburg, München, Bologna, Paris, Mannheim, Wien. Allerdings gibt es für Reisen im gesamten Verbundsystem nur ein einziges Ticket. Es passt schlecht in die Manteltasche, bedarf eines Kofferchens. Acht pralle Bände bilden die Eintrittskarte für sämtliche Stationen der Mozartschen Vita. Seine „Briefe und Aufzeichnungen“, angefangen beim ersten Brief des Vaters vom 10. April 1755 bis zum letzten Brief von Mozarts Sohn am Silvestertag 1857, liegen nun in neuer Auflage vor. Diese in den 1960er und 1970er Jahren erstmals erschienene und Jahre danach nur noch auf verschlungenen antiquarischen Pfaden erhältliche Ausgabe des Bärenreiter-Verlages wurde jetzt um eine neue Einführung und diverse Nachträge ergänzt und zu einem zivilen Preis als Taschenbuchkassette veröffentlicht. Ein Glücksgriff für alle, die Mozart näher kommen wollen, die sich nicht nur mit einer CD oder einer Partitur zufrieden geben, sondern den Menschen hinter den Noten suchen.

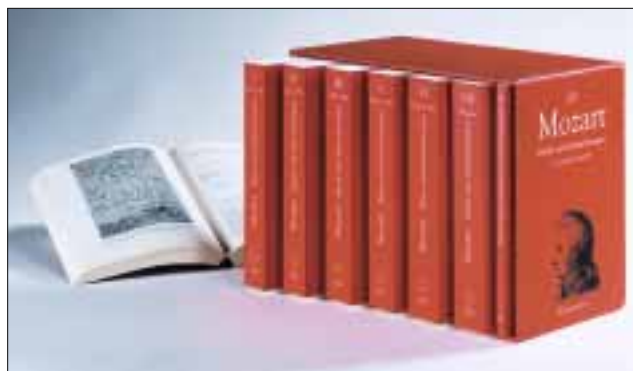
„Ich kann nicht Poetisch schreiben; ich bin kein dichter. ich kann die redensarten nicht so künstlich eintheilen, daß sie schatten und licht geben; ich bin kein mahler.“ Allen diesen Einwänden vom 8. November 1777 wird stattgegeben, und doch ist die Lektüre dieser Briefe pure Freude. Mozart konnte so herrlich direkt sein, so wunderbar unverschämt. Er beherrschte die kecke Parodie ebenso wie, wenn's ihm dreckig ging, das Lamento. Ein Dramatiker halt, durch und durch. Selbst gegenüber seinem Vater, dem nüchterne Berichte, vor allem erfolgreiche, am liebsten waren, lässt er sich zu ironischem Ton hinreißen: „Ich johannes Chrisostomus Amadeus Wolfgangus sigismundus Mozart giebe mich schuldig, da: ich vorgestern, und gestern [...] erst bey der nacht um 12 uhr nach haus gekommen bin“.

Mozart als Briefeschreiber, das heißt, einem Maskenspiel zu folgen. Mal ist er der

Komische, mal der Derbe, mal thematisiert er seinen Verdauungsprozess, mal berichtet er genauestens über die Vorbereitungen zur „Idomeneo“-Uraufführung, stets pendelnd

zwischen Rechenschaftsbericht, Verballhornung und Bittantrag. Seine Wortwahl darf nicht überbewertet werden; es ist den Gesellschaftsspielen aus Salzburger Kreisen geschuldet, dass man mit Vulgär-Ausdrücken nicht zimperlich umging. Zudem hat Mozart die meisten seiner Briefe in einem noch höheren Tempo geschrieben als seine Kompositionen: „Ich muß geschwind schreiben, weil ich den augenblick eben mit dem Janitscharen-chor fertig geworden, und es nun schon 12 uhr vorbei ist“. Mozart war ein Last-Minute-Berichterstatte, was auch seine häufigen Bindestriche und Satzabbrüche belegen. Doch er war auch ein Meister der Anspielung und der Ablenkung, ein verbaler Faxenmacher: „jetzt ist der platz zu klein noch mehr gescheides herzubringen, und immer was gescheides macht Kopfweh“. Eines aber war Mozart nie: ein Bekenntnisschreiber. Nur wenige Male, abzuzählen an einer Hand, gewährt er seiner Frau Constanze Einblicke in seine Seelenwelt.

Die Editions-lage ist erquicklich, aber nicht überschäumend. Von rund 300 Briefen, Nachschriften, Billets sind die meisten im Autograph erhalten; allerdings wissen wir durch Mozarts Verweise und Anspielungen, dass es mindestens 200 weitere Aufzeichnungen dieser Art gegeben hat. Vermutlich sind sie verschollen. Immer wieder wurden Mozarts Briefe ediert – ein Bestseller der anderen Art. Für die Schnelleser genügt etwa die bereits vor zehn Jahren von Wolfgang Hildesheimer herausgegebene Sammlung im Insel-Taschenbuch-Verlag; knapp 200 Seiten bieten exemplarische Eindrücke. Ebenso



verlässlich kommentiert, aber mehr als doppelt so umfangreich ist die 1987 erstmals im Reclam-Verlag erschienene Ausgabe von Stefan Kunze: Mozarts Welt klein und kompakt. Neu dagegen ist die Ausgabe „Allerliebster Papa!“, die den Briefwechsel mit dem Vater zwischen September 1777 und Januar 1779 enthält. Herausgeber Peter Feddersen hat die Texte im Anhang teils knapp, teils ausführlich kommentiert und den jeweiligen Reiseabschnitten kurze Einführungen vorangestellt. Die Textwiedergabe folgt der Gesamtausgabe; allerdings hat Feddersen die Orthographie Mozarts modernisiert. Dies kommt einer Einebnung gleich. Das Komische seiner Briefe, die launische Interpunktion etwa, geht dadurch verloren.

Wer sich also frei und dennoch abgesichert in Mozarts Reisewelt bewegen möchte und auf mögliche Vollständigkeit Wert legt, kommt um die einst von Wilhelm A. Bauer und Otto Erich Deutsch herausgegebene, von Joseph Heint Eib kommentierte und von Ulrich Konrad aktualisierte Ausgabe nicht herum. Ein Muss – nicht nur im so genannten Mozart-Jahr.

Christoph Vratz

Mozart: Briefe und Aufzeichnungen. Gesamtausgabe. 8 Bd. Bärenreiter, Kassel 2005, 4550 S., 148,00 Euro
Peter Feddersen (Hg.): Allerliebster Papa! Mozarts Briefwechsel mit dem Vater. September 1777 bis Januar 1779. Atlantis, Zürich 2005, 261 S., 19,95 Euro

König der Königin

Louis Vierne war zu seinen Lebzeiten ein bekannter Organist, hatte bei Franck und Widor studiert und war 37 Jahre lang der Organist von Notre-Dame in Paris. Die Kompositionen des von vielen Schicksalsschlägen getroffenen Mannes sind in den letzten Jahren zunehmend wieder in den Blickpunkt gerückt und gelten mittlerweile

als Endpunkt der so genannten „französischen Orgelsinfonik“. Da eine ausführliche Analyse dieser Werke in deutscher Sprache bisher fehlt, hat sich jetzt Markus Frank Hollingshaus ihrer angenommen. Der aktive Kirchenmusiker untersucht die Musik Viernes in seiner vom wissenschaftlichen Ansatz geprägten Arbeit ausführlich nach

formalen und harmonischen Gesichtspunkten und versucht sie abschließend in den musikhistorischen Zusammenhang einzuordnen, wobei er auch ihre mögliche Verwendung als liturgische Musik diskutiert. Das umfangreiche Buch „Die Orgelwerke von Louis Vierne“ ist im Verlag Dohr erschienen und kostet 49,80 Euro.

Licht und Schatten

Das geballte Wissen über Mozart aus einer Hand – nichts weniger präsentiert der Laaber-Verlag mit seinem sechsbändigen Mozart-Handbuch. Als dessen sechster Band ist jetzt rechtzeitig zum Beginn des Mozartjahrs das Mozart-Lexikon erschienen. Dieses Nachschlagewerk wird sicherlich in Kürze einen festen Platz in vielen Bibliotheken haben und unzähligen Benutzern schnell und unkompliziert Informationen liefern. Und wenn sich das Gesuchte hier nicht findet, dann werden die Literaturhinweise, die jeden Artikel abschließen, sicherlich weiterhelfen.

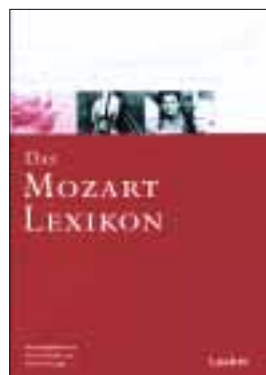
Knapp 650 Stichwörter, von „Ahnentafel“ bis „Zauberflöte“, von „Einfluss auf andere Komponisten“ bis „Theologische Rezeption“, von „Spieleidenschaft“ bis „Herbert von Karajan“, schlüsseln Leben, Werk und Nachwirken Mozarts umfassend, aber in der gebotenen Kürze auf. Ob wirklich jedes der 650 Stichwörter einen Platz in einem Mozart-Lexikon haben sollte, bleibe dahingestellt. Bedauerlich ist es, dass man wichtige Stichwörter wie etwa „Sinfonia (bzw. Symphonie) concertante“ und weniger wichtige wie „Grabmusik“ umsonst sucht. Dafür runden ein Auswahl-Werkverzeichnis, eine Chronik und ein Anschriften-Verzeichnis einiger der über 80 aktuell auf der ganzen Welt existierenden Mozart-Gesellschaften den Band ab.

Es liegt in der Natur der Sache, dass bei über einhundert Autoren die Qualität der einzelnen Artikel unterschiedlich ausfällt. Nicht alle Beiträge befinden sich inhaltlich und sprachlich auf der Höhe von Georg

Feders „Haydn“-Artikel. Nicht alle geben den Forschungsstand so gut aufbereitet wieder wie Cliff Eisens Artikel über Mozarts „Kopisten“. Dennoch entspricht der Standard – sofern die Stichproben nicht trügen – im Allgemeinen dem, was man von einem solchen Prestigeobjekt erwarten darf.

In der Natur der Sache liegt es freilich auch, dass das Wissen in den einzelnen Beiträgen in der Regel selektiv aufgearbeitet ist, der jeweilige Autor sich also nicht mit jedem Aspekt seines Gegenstandes auseinander gesetzt hat. Hie und da werden dem Leser aber auch Informationen, die ihm wichtig sein könnten, vorenthalten. Zum Beispiel in den Artikeln „Opera seria“ und „La Clemenza di Tito“: Hier ist nichts darüber zu lesen, dass der Auftrag für diese Oper zunächst an Salieri erging und Mozart erst an die Reihe kam, nachdem der Hofkapellmeister abgelehnt hatte – zweifellos ein nicht unwesentliches Detail.

Bisweilen geben verschiedene Artikel zu demselben Sachverhalt unterschiedliche Auskünfte. Heißt es im Artikel „Reisen“, die Familie Mozart sei in Paris am 30.11.1763 angekommen, so lässt sich dem Artikel „Paris“ (zutreffend) entnehmen, die Ankunft sei am 18.11. gewesen. Der Titel „Krönungsmesse“ für die Missa KV 317 wird einmal mit der Krönung Leopolds II. zum König von Böhmen in Verbindung gebracht (S. 371),



ein andermal mit der Krönung Franz II. zum deutschen Kaiser (S. 430).

Mit Hilfe der Mozart-Literatur kann der Leser solche kleinen Pannen leicht selbst beheben (wenngleich das bei einem Lexikon nicht Sinn der Sache ist). Ärgerlicher sind Beiträge wie der von Siegfried Mauser zur Auf-

führungspraxis der Kammermusik. In diesem Abschnitt erfährt man so gut wie nichts zum eigentlichen Thema und erst recht nichts zur Aufführungspraxis der Kammermusik Mozarts. Man bekommt stattdessen nur einen in geschraubter Sprache verfassten gattungsgeschichtlichen Abriss geboten, der an dieser Stelle natürlich niemandem nützt. Und dass Briefzitate von Mauser zum Teil fehlerhaft (und hier sogar sinnentstellend) und ohne Quellennachweis wiedergegeben werden, macht seinen Text auch nicht besser. Solche Beiträge sind zum Glück die Ausnahme. Für sie entschädigen allein schon die gut recherchierten Angaben Martin Elstes zur Mozart-Diskographie. Licht und Schatten liegen eben auch in diesem Lexikon dicht beieinander.

Andreas Friesenhagen

Gernot Gruber und Joachim Brügge

(Hg.): Das Mozart-Lexikon. Laaber, Laaber 2005, 98,- Euro

Oper als Spiegel unserer Zeit

Gegen allen Kulturpessimismus bringt der Bärenreiter-Verlag einen weiteren Band des Kompendiums „Opernführer für Fortgeschrittene“ heraus, dieses von Ulrich Schreiber so hervorragend ausgearbeiteten Opern-Geschichtsbuchs. Es liest sich wie eine faszinierende Reise durch die Musik-, Geistes- und Gesellschaftslandschaft Europas nach 1945. Das größte Verdienst des Autors ist vielleicht, dass er eine unwiderstehliche Lust auf Neues, Sperriges, Ungewohntes weckt, das mit dem Musiktheater der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts untrennbar verbunden ist.

Allein in der Geschichte der Uraufführungen stecken mitunter Dramen, an denen deutlich wird, wie sehr um Gestalt und Gehalt neuer Opern gerungen wurde. Diri-

genten wie Sawallisch und Wand hielten Bernd A. Zimmermanns „Soldaten“ zunächst für unspielbar, diese „wichtigste deutsche Oper in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts“. Man kann ein solch absolutes Diktum des Autors hinnehmen, weil er in seinen fesselnden und detaillierten Werkbeschreibungen immer wieder große Sachkenntnis und Ernsthaftigkeit an den Tag legt. Ob Messiaens Assisi-Oper oder Ruzickas „Celan“ – Schreibers Erläuterungen bestechen durch ihre Sorgfalt und Aktualität.

Den Werken aus deutschsprachigen Ländern ist der größte Abschnitt unter dem Titel „Der mehrfach geteilte Himmel“ gewidmet. Es folgen Italien, Frankreich und,



mit dem großen Schwerpunkt Benjamin Britten, die britische Oper. Trotz der großen Stoffdichte nimmt Schreiber sich Zeit für farbige Hintergrundbemerkungen oder prägnante Zitate von Kritikern und Komponisten: „Ich besitze keine Ästhetik, und ich folge auch keiner Philosophie

oder Theorie. Ich schreibe einfach leidenschaftlich gern Musik.“ (Darius Milhaud).

Anja-Rosa Thöming

Ulrich Schreiber: Opernführer für Fortgeschrittene. Das 20. Jahrhundert II. Bärenreiter, Kassel 2005, 727 S., 47,50 Euro



Vorbildlicher Teufel

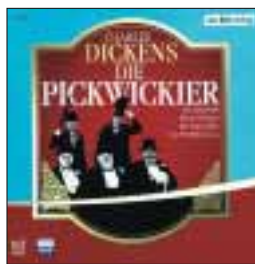
Berühmt wurde der Teufel Cojuelo, der Hinkende, erst im Alter von 66 Jahren, aber nicht etwa durch seinen Erfinder, den Spanier Luis Vélez de Guevara y Dueñas, sondern durch seinen Bearbeiter Lesage anno 1707. Das Original erzählt die Geschichte des Studenten Don Cleofás, der den Teufel aus einer Phiole rettet, worauf dieser ihm aus Dankbarkeit die Dächer von Madrid abdeckt und so Einblicke in diverse Gesellschaftsschichten gewährt. Nur knapp entgehen sie ihrer Verhaftung, bevor am Ende der Teufel ordnungsgemäß in die Hölle und Cleofás sein Studium fortsetzen muss.

Der namhafte Romanist Hartmut Köhler hat eine neue Übersetzung von Vélez' Original angefertigt und diese Fassung für das schweizerische Label Sinus gelesen. Ungewöhnlich, dass ein Literaturwissenschaftler sich zum Vorleser macht; ungewöhnlich auch, dass jedes der Kapitel mit Orgelmusik eingeleitet wird; ungewöhnlich ist überhaupt die ganze Box, die geradezu beispielhaft ediert ist. Sie enthält zwei Beihefte: Das eine umfasst mehr als 70 Seiten mit detaillierten Anmerkungen; im zweiten ist der komplette Text abgedruckt, dazu ein Nachwort von Fritz Rudolf Fries.

Nun mag man darüber streiten, ob Köhler der ideale Sprecher für diesen frühen Schelmenroman ist. Ein Schauspieler hätte vermutlich manche Nuance flüssiger, manche Pause zielsicherer, das eine oder andere Detail im Tempo flexibler und dynamisch feinsinniger gesprochen. Dennoch: Köhler liest mit angenehm unaufdringlicher Stimme, durchaus farbenreich und lebendig, stellenweise vielleicht eine Spur zu zurückhaltend. Eine originelle und äußerst stimmige Ergänzung bilden die musikalischen Zwischenspiele. Albert Bolliger hat an der historischen Orgel Santa Cruz im portugiesischen Braga Orgelmusik aus dem Spanien des 17. Jahrhunderts aufgenommen, kleine Sätzchen, die dem Augenzwinkern des Romans aufs Herrlichste entsprechen.

Christoph Vratz

Luis Vélez de Guevara: Der hinkende Teufel; gelesen von Hartmut Köhler; Sinus ISBN 3-905721-99-6 (3 CD)



Picknick mit Pickwick

Es ist im viktorianischen Zeitalter kein witzigeres Buch erschienen als die grandiosen „Pickwick Papers“ von Charles Dickens. Die humoristische Szenenfolge rund um einen liebenswerten Männer-Club mit Lizenz zum Reisen war als Fortsetzungsroman für die Zeitung entstanden. Sie ist gleichsam Bibel und Urquell englischen Humors und hat in Ironie und Personendarstellung etwa bei Thomas Mann tiefste Spuren hinterlassen.

Die „Pickwickier“ sind auf rätselhafter Weise Dickens' unbekanntestes Buch geblieben. Dabei zeigen sie die eigentlichen Triebfedern seines Schaffens, die Distanz zu sich selber und seine unendliche Großmut gegenüber menschlichen Irrungen und Wirrungen.

Was kann es Besseres geben, als Martin Held in der Rolle des süffisant-distanzierten Hörspiel-Erzählers zu erleben? Mit geschürzten Lippen und gekräuselter Stirn begleitet er die (ungewollten) Abenteuer der fünf Herren, die mit staunenswerter Treffsicherheit ihre hehren Ziele verfehlen. Joachim Böse als Mr. Winkle versucht sich im Krähenschießen, und Uwe Friedrichsen dockt als dubioser Mr. Jingle beim Männerquintett an, ohne dessen Absichten auch nur im Geringsten zu respektieren. Herrlich sind seine plakativen Lügnerien unter Weglassung der Artikel: „Frau hat Schwefelsäure geschluckt, aber Magenpumpe in Tasche“. Dabei führt er einen „Fetzen, der ehemals ein Taschentuch gewesen war“, ans Auge und beklagt die Ungerechtigkeit der Welt. Mr. Pickwick (Karl Maria Schley), dieser „große, unsterbliche Mann“, lächelt dazu „ebenso wohlwollend wie sanft und grundlos“.

Regisseur Ulrich Lauterbach hat die turbulente Komödie 1969 in eine gemütliche Atmosphäre getaucht und sein Ensemble zu ungehinderter Spielfreude motiviert. Es ist zum Brüllen komisch, wenn Frauenheld Tupman (Heinz Schacht) einer alternden Jungfer einen Kuss auf die Wange drückt und die Gießkanne dabei zu Boden sinkt.

Helmut Peters

Charles Dickens: Die Pickwickier; Hörspiel von Ulrich Lauterbach; Der Hörverlag ISBN 3-89940-062-3 (6 CD)



Lange Strecke

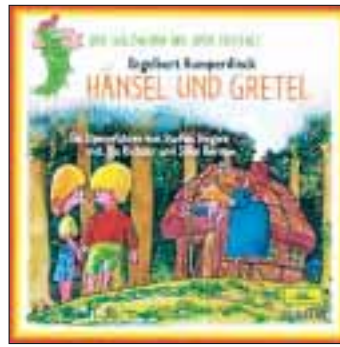
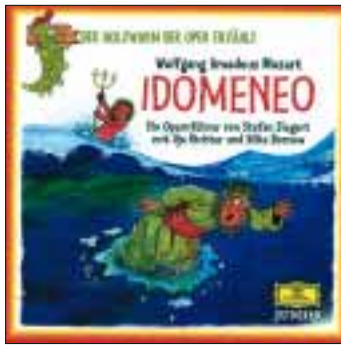
Amerika ist ein großes Land, und das Land der langen geraden Straßen. Endlos ziehen sie sich dahin, und wenn man über Hunderte Kilometer im Wagen sitzt, den Tempomat auf 90 festgestellt, dann hat man viel Zeit. Weshalb die USA nicht nur das Land der dicken Romane sind, sondern auch das ideale Anwendungsgebiet für jenes merkwürdige Produkt Hörbuch. Und wenn wir inzwischen auch hierzulande feststellen, wie die Unternehmungen auf diesem Sektor immer neue Dimensionen annehmen, dann ist es vielleicht kein Zufall, dass uns Hörbuch Hamburg nun also eine ungekürzte Lesung einer dieser ausufernden „American novels“ hinlegt: Rufus Beck liest John Irvings „Gottes Werk und Teufels Beitrag“ in 1.762 Minuten. Das ist schon ein Stück Lebenszeit.

Zur amerikanischen Erzählkunst – und der des John Irving – gehört die Gabe, einen begrenzten Stoff in etwas irgendwie Universales, human Überzeugendes zu verwandeln. Der Waisenjunge Homer Wells, der vier Mal adoptiert wird, aber immer bald wieder in das Heim St. Cloud's zurückkehrt, lernt als Assistent des Gynäkologen Dr. Larch das Handwerk von „Gottes Werk“ (Geburthilfe) wie auch „Teufels Beitrag“ (Abtreibung). Letztere weigert er sich vorzunehmen. So verlässt er das Waisenhaus womöglich endgültig ... Es ist die Geschichte eines Homer Wells aus dem Maine der 1930er Jahre, und dann eben doch die große und jedenfalls unterhaltsame Bühne für eine kernige Moral-Diskussion.

Nach Rufus Becks ersten Sätzen ist man irritiert: Mit einer merkwürdig neutralisierenden Ansagerstimme tritt hier der Vortragskünstler auf, dem doch gar eine noble „Edition Rufus Beck“ gewidmet ist. Als wenn auch der Vorleser erst einmal vom Erzählsog erfasst werden müsste. Nach und nach gibt er Farben und Tonfälle dazu, nicht eben verschwenderisch. Letztlich bleibt das Ganze weniger eine Kunst-, vielmehr eine Dienstleistung: etwas für sehr lange Autofahrten ...

Holger Noltze

John Irving: Gottes Werk und Teufels Beitrag; gelesen von Rufus Beck; Hörbuch Hamburg ISBN 3-89903-308-6 (23 CD)



Opernohrwurm

Dieser Holzwurm hat einen ziemlich großen Appetit, und man kann sich nur wundern, dass das fiktive Opernhaus, durch das er sich frisst, noch steht und arbeitet. Seit fast einem Jahrzehnt ist die vom Hamburger Journalisten Stefan Siegert geschaffene Serie ein Dauerbrenner bei DG Junior. Damals entstand „Der Holzwurm der Oper erzählt“ als Pendant zur Reihe „Wir entdecken Komponisten“, der ein ähnliches Konzept mit Hörspielpassagen und Musikeinblendungen aus Archivmaterial, nur eben mit viel langweiligeren Plots, zugrunde liegt.

An Stelle nüchterner Betrachtung des manchmal noch nüchterneren Lebens großer Klassiker treten hier ein wandlungsfähiger, kecker Plot und eine flüssige Werkeinführung. Aus wechselnden Perspektiven berichten Silke Dornow als Kostümfundus-Motte und der unübertroffene Ilja Richter als altkluger Wurm über Opern, die für Kinderohren und -köpfe für sich genommen nur teilweise geeignet wären. So wird passend zum Mozart-Jahr die vertrackte Geschichte von „Idomeneo“ für Kinder spannend erzählt, während eingblendete Huster und Einstimmgeräusche des Orchesters hörspielartig andeuten, dass wir uns im wartendem Publikum kurz vor einer Aufführung befinden. Der Pferdefuß solcher Produktionen ist trotz dieser amüsanten Ausgangslage – und hier unterscheidet sich die Veröffentlichung eben doch nicht von der Komponistenreihe –, dass die tierischen Kommentare zwischen spielerischem Dialog und pädagogischer Wissensvermittlung flackern.

Nicht wenig anspruchsvoll ist der Versuch des Holzwurms, seiner Mottenfreundin den Einfluss der Mannheimer Schule auf Mozart zu vermitteln. Geschickt legt Siegert die kurze Inhaltsbeschreibung der an sich viel zu verwickelten Handlungsstruktur über die Ouvertüre und lässt präzise den Chor einsetzen, wenn seine Einleitungsepisode beendet ist. Motten-Dornow wiederum spiegelt die Emotionen Idamantes und Elektras in wechselvollen Reaktionen. Das Musikfundament ruht sicher in John Eliot Gardiners

Händen, der das Werk 1991 eingespielt hat.

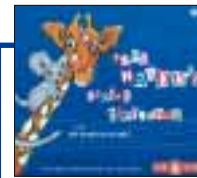
Eine wahre oder, sagen wir besser, im Laufe der Rezeptionsgeschichte dazu stilisierte Kinderoper ist natürlich Humperdincks „Hänsel und Gretel“. Weil über den Inhalt weit weniger zu erzählen ist als beim griechisch-trojanischen Krieger-Ensemble Mozarts, kann sich Siegert viel besser auf witzige Dialoge konzentrieren. Ein gelangweilter Ilja Richter wird von seiner Freundin zum Hören des wundervollen Märchenschinkens animiert („Na gut, die Hörner gehen in Ordnung“). Dornow beschreibt Humperdincks brillante Instrumentierung, und als die Holzbläser einsetzen, liegt des Holzwurms Kommentar natürlich auf der Hand: „Können Sie sich eine Welt ohne Holz vorstellen?“ Den etwas gestelzten Text der auftretenden Mutter (Gwyneth Jones) übersetzt die Motte in Kindersprache, wenig kindgerecht dagegen erscheint der Seitenblick zur Wagner-Manier des Komponisten. Ansonsten ist gerade diese Produktion in den spritzigen Äußerungen der Tiere besonders liebevoll geraten. Und Christa Ludwig als Hexe ist allemal ein Genuss, den sich kein Kind, auch kein großes, entgehen lassen sollte.

Helmut Peters

Stefan Siegert: Der Holzwurm der Oper erzählt

Mozart, Idomeneo; Ilja Richter, Silke Dornow (Sprecher), Anthony Rolfe Johnson, Anne Sophie von Otter, Sylvia McNair, Hillevi Martinpelto, Nigel Robson, Glenn Winslade, Cornelius Hauptmann, Angela Kazimierzczuk, Jonathan P. Kenny, Philip Salmon, Stephen Charlesworth, Monteverdi Soloists, John Eliot Gardiner; Deutsche Grammophon ISBN 3-8291-1599-7 (CD)

Humperdinck, Hänsel und Gretel; Ilja Richter, Silke Dornow (Sprecher), Ann Murray, Editra Gruberova, Gwyneth Jones, Barbara Bonney, Christa Ludwig, Staatsoper Dresden, Colin Davis; Deutsche Grammophon ISBN 3-8291-1598-9 (CD)



Wie klingt eine Giraffe?

Der Komponist in Nöten: Kaiserin Maria Theresia hat gerade für ihren Zoo in Schönbrunn eine Giraffe geschenkt bekommen und wünscht sich ein Stück über das Tier. Joseph Haydn vergegenwärtigt sich noch einmal, welche Vertreter der Fauna er bislang vertont hat – den Bären, die Lerche, das Huhn –, und schließlich fällt ihm doch noch etwas ein. Jörg Schade, der auch die Hauptrolle spricht, und Franz-Georg Stähling haben dieses vergnügliche Stück für Kinder von drei bis neun Jahren geschrieben, der Klarinettist Ulf-Guido Schäfer hat Haydns Werke für Bläserquintett gesetzt und spielt sie auch selbst mit vier Kollegen (Heike Malz, Kerstin Ingwersen, Margje Imandt, Michael Grünewald). Einige Pointen kommen aber rein akustisch nicht so gut rüber wie in der Bühnenfassung, die derzeit landauf, landab zu sehen ist. Dennoch eine Bereicherung auch fürs heimische Musikhören und -kennenlernen. *hill*

Papa Haydn's kleine Tierschau; Beese ISBN 3-9810317-0-9 (CD)



Pianoworte

Rafik Schami steht als Autor auf dem Cover der CD. Uns interessieren allerdings mehr die dort ungenannten Komponisten, die seine für Kinder ab acht Jahre geeigneten Geschichten in Musik gesetzt haben: Michael Jan Haase („Der Schnabelsteher“) studierte bei György Ligeti, arbeitete für Hörspiel und Film, war musikalischer Leiter am Deutschen Schauspielhaus. 1998 wurde in Linz seine Kammeroper „Die Eisprinzessin“ gespielt. Friedrich Höricke („Der fliegende Baum“) genießt als Pianist einige Berühmtheit und fühlt sich auch in seinen Kompositionen der Virtuosen-tradition verpflichtet. 2004 wurde in St. Petersburg sein erstes Klavierkonzert uraufgeführt. Bernd-Christian Schulze, der Pianist dieser Aufnahme, erweist sich seiner als würdig. Mit Erzähler Helmut Thiele bildet er das Duo Pianoworte, das schon einige kindgerechte Klassikproduktionen vorgelegt hat. *hill*

Rafik Schami: Der Schnabelsteher, Der fliegende Baum; Random House ISBN 3-89830-949-5 (CD)